

Ein Land im Überlebenskampf

So elend wie jetzt war es in Kuba noch nie. Trotzdem kommt bei vielen Menschen Hoffnung auf

OSCAR ALBA, HAVANNA

Eine Zukunft? Haben wir hier schon seit Ewigkeit keine mehr gesehen. Dies ist das Lebensgefühl in Kuba. Die Menschen müssen nachdenken, wann sie das letzte Mal Hoffnung hatten und das Gefühl, jetzt könnte sich etwas zum Guten ändern. Es ist lange her. Genau zehn Jahre. Ende März 2016 landete Barack Obama in der Air Force One in Havanna. Ein historisches Ereignis und der Höhepunkt einer kurzen Zeit des Glücks.

Nach 55 Jahren kaltem Krieg zwischen den USA und Kuba reichten sich Obama und Raúl Castro die Hand. Ende der Feindschaft. Neuanfang. Raúl gewährte dem Volk kleine wirtschaftliche Freiheiten, Obama lockerte das Embargo immer mehr. Alle Welt kam nach Kuba: Touristen, Journalisten, Staatspräsidenten und Stars. Madonna, Karl Lagerfeld, Papst Franziskus, die Rolling Stones. Mick Jagger schrie ins Mikrofon: Die Zeiten ändern sich, nicht wahr? Nun ja, da war dieses Gefühl, in Kuba würden die Uhren nun endlich auf Weltzeit umgestellt.

War leider nicht so. Das Regime machte linksunkehrt, wollte keinen Wandel. Es igelte sich ein. Raúl wrackte den Staat ab, auf Obama folgte Trump, Fidel starb, die Pandemie kam. Seither ist Kuba im Niedergang. Es hat inzwischen Haiti als ärmstes Land Lateinamerikas abgelöst.

Eine zweite Zeitenwende

Jetzt, zehn Jahre nach Obama, blickt die Welt wieder auf Kuba. Nicht, weil Land und Leute schon lange vor sich hin siechen, sondern wegen Donald Trump. Anfang dieses Jahres gab er Elitetruppen den Befehl, in Caracas einzufallen und den Diktator Maduro und dessen Frau zu entführen. Seither diktiert Washington aus der Ferne, wie es mit Venezuela weitergehen muss. Nach der militärischen Blitzaktion befahl Trump: Schluss mit der Allianz Venezuela - Kuba, kein Erdöl mehr für die Insel. Für Kuba ist das ein Schock, eine Zeitenwende wie damals der Zusammenbruch der Sowjetunion.

Trump droht jedem Land, das der Diktatur Erdöl liefern will, mit Sanktionen. Nur Private dürfen Treibstoff importieren, ist aber kompliziert und noch kein Geschäft. Auch für Russland hat Trump gerade und erstaunlicherweise eine Ausnahme gemacht. Am Montag ist ein russischer Öltanker in Kuba angekommen, der erste seit drei Monaten. Lange hilft das dem Land auch nicht. Es lebt von seinen letzten Reserven. Wie lange die noch reichen, sagt das Regime nicht. Wohl nicht mehr allzu lange. Fast täglich verordnet es neue Notfallpläne. In den Spitälern wird nur noch operiert, wenn es um Leben oder Tod geht.

Alles, was sich in den letzten Jahren schon auf kläglichem Niveau dahinschleppte, wird nun noch mehr heruntergefahren, Betriebs-, Arbeits- und Öffnungszeiten. Viele Amtsstellen, Kulturstätten und alle Universitäten sind geschlossen. Die Kinder gehen immer seltener zur Schule. Die Tageszeitungen werden noch einmal pro Woche gedruckt, Fernsehen und Radio haben ihre Sendezeiten reduziert. Der öffentliche Verkehr ist praktisch eingestellt. Auch in Havanna gibt es inzwischen nur noch wenige Stunden Strom pro Tag oder Nacht.

Benzin ist streng rationiert und nur noch gegen Dollars erhältlich, für Private gibt es den Kraftstoff inzwischen aber kaum mehr. Fahrzeuge des Staates und Touristen haben Vorrang. Wobei, Touristen kommen inzwischen fast keine mehr. Viele Hotels haben dichtgemacht. Unter anderem auch das neueste, hoch in den Himmel ragende Luxushotel Torre K – eine gläserne Machtdemonstration der herrschenden Castro-Kaste. Für die Menschen in Kuba ist es das Symbol schlechthin für das, was in diesem Land alles schiefgelaufen ist.

Raúls Imperium hat sich mit diesem weitherum sichtbaren Wolkenkratzer über alle städtebaulichen Regeln und Gesetze hinweggesetzt, auch über das



Auf Kuba gerät der Alltag ins Stocken: In den Strassen von Havanna stapelt sich der Müll.

RAMON ESPINOSA / AP

jenige, dass in Kuba kein Gebäude höher sein darf als das Monument für den Nationalheiligen José Martí am Revolutionsplatz. Jener Turm ist 130 Meter hoch, das Hotel Torre K 155 Meter. Wie die meisten Hotels in Havanna stand auch dieser neuste Kasten seit seiner Eröffnung vor einem Jahr praktisch immer leer. Von den über 565 Zimmern waren zuletzt noch 17 besetzt. Die wenigen Gäste wurden umquartiert. Seither ist der Torre K komplett dunkel.

Seit Trump dem Land das Leben noch schwerer macht, ist das Regime sichtlich nervös. Es tut das, was es in Krisen immer tut. Es fährt seine Propagandamaschine hoch, vor dem eigenen Volk und vor allem international. Seht her! Trump versucht mit aller Gewalt, was die USA schon seit 67 Jahren wollen, uns in die Knie zwingen, uns erstickern! Die Menschen können das nicht mehr hören. Ihnen ist schon lange klar, wer die wahren Schuldigen dieser Katastrophe sind. Nicht Trump. Er hat sie nur verschlimmert.

Das Inselvolk schwankt zwischen Agonie, Wut und Verzweiflung. Immer mehr Menschen gehen im Dunkel der Nacht auf die Strasse und protestieren. Noch sind es keine Massenproteste wie im Sommer vor fünf Jahren, aber viele kleine Kundgebungen. Die Leute schlagen auf Kochtöpfe und skandieren: Strom! Wasser! Freiheit! Nieder mit der Diktatur! Parolen gegen Trump hört man nirgends. Im Gegenteil: «Viva Trump!», «Viva Marco Rubio!», «Scheiss-Díaz-Canel!» – Díaz-Canel ist der Staatspräsident. Solche Sprayereien sieht man neuerdings öfter an Mauern. Das Regime lässt sie rasch übermalen, doch meistens kann man sie unter dem dünnen Anstrich noch lesen.

Wer protestiert, riskiert viel. Das Regime versucht, jede Kundgebung schnell und mit Gewalt aufzulösen. Die Strafen für die Aufmüpfigen können drakonisch sein. Ein junger Mann, der die Frage «Hasta cuándo?» (Wie lange noch?) auf Mauern sprayte, ist gerade eben zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt worden. Doch die Menschen spüren: Die Diktatur demonstriert Stärke, weil sie schwach ist wie noch nie. Sie hat nichts mehr zu bieten ausser Repression und Gewalt.

Kubas starres Regime hat sich in den letzten Jahren zunehmend politisch isoliert. Auf die alten Verbündeten kann es nicht mehr zählen wie einst; von Russland, China, Vietnam, Iran, Brasilien, Kolumbien und anderen befreundeten Ländern kommen fast nur noch Lippenbekenntnisse. Mehr nicht. Hie und da noch ein paar tausend Tonnen Reis

und andere Hilfslieferungen. Doch die kommen schon seit Jahrzehnten auf die Insel. Mal mehr, mal weniger.

Jetzt, in höchster Not, versucht das Regime sein internationales Netzwerk der Solidarität zu aktivieren. Doch auch dieses ist nicht mehr das, was es einmal war. Mit dem perfekten Feindbild Trump lassen sich aber immerhin jene mobilisieren, deren Lebenselixier der Antiamerikanismus ist. Letzte Woche kamen Segelschiffe und Flugzeuge in Kuba an mit Aktivisten aus der ganzen Welt. Sie brachten Hilfsgüter aller Art.

Die Freunde Kubas, wie sie sich selbst bezeichnen, wurden von der Diktatur mit offenen Armen empfangen und mit Speis und Trank und Konzerten verwöhnt. Die Aktivisten schüttelten freudestrahlend die Hände all derer, die ihr Volk drangsalierten und in die Misere getrieben haben. Sie logierten in den Hotels von Raúls Imperium und liessen sich in Golfwägelchen durch die Strassen jener Stadtteile chauffieren, die noch halbwegs repräsentabel sind. Niemand jubelte ihnen zu. Auch die humanitäre Hilfe aus Mexiko stösst manchen sauer auf. Ein Paket Bohnen und eine Dose Thunfisch für die Alten, Trockengebäck für die Kinder, na gut, danke, das bringt uns einen oder zwei Tage über die Runden, mehr nicht. Die Leute fragen sich: Wieso erst jetzt? Weshalb nicht vor sechs Monaten oder vor einem Jahr?

Wir brauchen hier schon lange Hilfe. Aber keine Almosen. Echte Hilfe. Doch jetzt schickt ihr eure milden Gaben – wegen Trump. Unsere Katastrophe, sagen die Menschen, sei nicht Trump, sondern unsere eigene Regierung, dieses System, das alles kaputtgemacht habe, uns unterdrücke und kein Leben in Würde erlaube. Immer mehr sagen offen, was sie denken: Wenn ihr uns wirklich helfen wollt, dann helft uns dabei, uns diese Diktatur vom Hals zu schaffen.

Auf die harte Tour

Trump tut nun etwas. Wie Obama. Der versuchte es freundlich. Der Republikaner macht es auf die harte Tour, wie in Venezuela und in Iran. In Kuba bis jetzt ohne Waffen. Einmal droht er, die Insel sei als Nächstes dran; ein andermal sagt er, er müsse nur warten, die bankrotte Diktatur falle bald von selbst. Niemand weiss, was er wirklich beabsichtigt. Die Welt und Kuba rätseln.

Auf der Insel kommt, ausgerechnet in dieser tiefsten Krise seit je und mit einem wie Trump, erstmals wieder Hoffnung auf. Wie damals in der Amtszeit von Obama. Die Menschen wünschen sich sehnlich, dass nun etwas pas-

siert, irgendetwas, mit diesem Trump, dank ihm. Die Leute sind erschöpft, sie begrüßen inzwischen fast alle und alles, damit dieses Leben, das keines mehr ist, diese Agonie ein Ende hat.

Viele denken, viel schlimmer kann es ohnehin nicht mehr werden. Nur Krieg wäre noch schlimmer. Doch wenn es nicht anders geht, dann eben mit Gewalt. Immer mehr Kubaner, vor allem junge, sagen offen, dass sie für eine Militärintervention der Amerikaner seien, eine Blitzaktion wie in Venezuela, nur müsse man auf ihrer Insel dann gleich die ganze Kaste entführen.

Lange stritt das Regime ab, dass man mit Trumps Administration rede. Dabei jagte längst ein Gerücht das andere. Das hartnäckigste: Raúl Castro habe wieder einen aus seiner Familie dazu erkoren, mit den Amerikanern über das politische Überleben des Castrismus zu verhandeln. Wie schon zu Zeiten Obamas. Damals hatte Raúl seinen Sohn Alejandro vorgeschickt, einen rätselhaften Unsichtbaren, dem angeblich sämtliche Geheimdienste unterstehen. Raúls einziger Sohn hatte eineinhalb Jahre lang im Geheimen mit der Obama-Administration den Frieden ausgehandelt, der dann nicht lange hielt.

Diesmal soll der Alte auf seinen Lieblingsenkel Raúl Guillermo setzen; in Kuba wird er Raulito oder El Cangrejo genannt, der Krebs. Weil er mit sechs Fingern an jeder Hand auf die Welt gekommen ist. Der etwas tölpelhaft wirkende Kraftprotz hat kein offizielles Amt, er ist seit Jahren der Chef von Raúls Leibgarde. Es heisst, er habe wie alle Castros eine Vielzahl von lukrativen Geschäften sowohl in Kuba wie auch im Ausland.

Inzwischen hat das Regime zugegeben, dass man mit Washington verhandle. Als der Präsident Díaz-Canel dies zusammen mit seinem Kabinett offiziell machte, sass Raulito schweigend neben ihm. Ein sorgfältig arrangierter Auftritt, der dem Volk und der Welt wieder einmal signalisieren sollte, wer die wahre Macht im Land ist: die Castros. Sie sind in Kuba so präsent wie seit Jahren nicht mehr. Es geht zurzeit ja auch um nichts Geringeres als das Überleben ihres Reichs. Sogar Fidel ist wieder da, als wäre er nie gestorben. Die Regierung hat 2026 zu einem grossen Jubiläumsjahr erklärt: Hundert Jahre mit Fidel – er wurde 1926 geboren. Als wäre er auf ewig das grosse Glück für Kuba und die Menschheit.

Ein Deal mit Castro?

Der einzige Castro, der sich in diesem Überlebenskampf seiner Kaste offenbar amüsiert, ist einer von Fidels unzähligen Enkeln, Sandro Castro. Er vertreibt sich seine Zeit gerne damit, als Influencer sein Luxusleben im Internet zur Schau zu stellen. In seinem jüngsten Video fährt er mit einem als Donald Trump verkleideten Kumpel in einem Golfbuggy durch Havanna. Die beiden reden darüber, wie sie ins Geschäft kommen könnten. Sandro träumt von Wolkenkratzern, zeigt seinem Kumpel Trump das Hotel Torre K, auf dem, mit KI hineinmontiert, bereits gross der neue Schriftzug prangt: Trump Tower.

Die Welt und auch viele Menschen in Kuba befürchten, dass es dem richtigen Trump womöglich genau nur darum geht – ums Geschäft. Trump träumt angeblich schon lange vom Big Business auf der Karibikinsel. Es heisst, seine Holding habe seinen Namen 2008 als Marke für Hotels, Casinos und Golfplätze in Havanna registrieren lassen. Raúl Castro ist es zuzutrauen, dass er dies zugelassen hat.

Ein Deal Trump - Castro ist nicht unvorstellbar. Für Millionen von Kubanern sowohl im Exil als auch auf der Insel wäre das ein Albtraum. Sie wollen einen echten Wandel. Wohlstand für alle, Demokratie, ein Leben in Freiheit. Das ist für sie mit den Castros unmöglich. Trotzdem setzen viele auf Trump. Er ist zurzeit ihre einzige Hoffnung. So weit hat es die kubanische Revolution gebracht.

Oscar Alba ist freier Journalist. Er lebt und arbeitet in Havanna.